

Unterhaltungsblatt.

Als Beylage zur Preßburger Zeitung No. 66.

Freitag, den 20. August 1819.

Gib uns heut' unser tägliches Brod!

(Aus dem Wanderer.)

So bethen sehr Viele alle Tage, und weil sie den lieben Herrgott für einen guten Mann halten, der gerne die Bittschriften der Menschen mit einem Fiat signirt, so lassen sie's auch schön fein bey'm bloßen Betben, ohne mit eigenem Bestreben und Thätigkeit für den Proviant ihres Bauches zu sorgen. Voll Zuversicht in die Barmherzigkeit des Himmels, leben sie wie die Lilien auf dem Felde, welche nicht spinnen und nichts arbeiten, und die der himmlische Vater doch so schön kleidet und nährt. Hat es doch einmal Manna und Wachteln, und im Jahre 1571 in der Gegend von Weissenfels sogar bey 23,456 Ellen klare Leinwand und Futterbarchet geregnet; warum sollte es jetzt nicht auch Gänse, Hasen, Rebhühner, steyerische Kapauten, Kälberne Schlegel, Forellen, Pasteten, guten Oesterreicher, Caputröcke, Fraks, Hosen, Hüte und Stiefel regnen? Alles dieses regnet es wirklich noch sehr häufig, aber gewöhnlich in die Zimmer solcher Leute, die es am wenigsten verdienen. Mancher schreyt ohne Aufhören in Versen und in Prosa: „Gib uns heut' unser tägliches Brod,“ aber sein Geschrey ist eine Stimme in der Wüste, wie uns Wieland in seinem teutschen Merkur von zwey Dichtern erzählte. Diese bewohnen ein gemeinschaftlich ein Bodenstübchen und hatten auch beyde nur ein einziges Beinkleid; so oft der eine ausging, mußte der andere ex officio krank seyn. Der König erfuhr die Noth dieser armen Schlucker, und wollte sich mit

einem gnädigen Scherze davon überzeugen; er ließ beyde um die nämliche Stunde zu sich rufen; als aber nur einer erschien, fragte der König um den zweyten Herrn Collega. „Er liegt zu Hause krank,“ war die Antwort. „Ich muß beyde sprechen,“ sagte der König; „gehen Sie jetzt nach Hause, ich werde in Ihre Wohnung einen Arzt schicken.“ Er schickte ihnen einen Schneider, um sie zu curiren. Nach einigen Tagen erschienen beyde Reconvalescenten bey dem Könige und dankten ehrfurchtsvoll für die Herstellung ihrer zerütteten Gesundheit.

„Gib uns heut' unser tägliches Brod,“ sagt auch der Bettler, und wenn man ihm eine Schnitte Brod als Almosen reicht, so schielt er darauf mit unzufriedenen Blicken; denn wenn er um's Brod bittet, so versteht er darunter Denari, damit er sich dafür Wein, Branntwein und Fleisch kaufen könne. Dieß ist das tägliche Brod besonders derjenigen Bettler, die aus dem Betteln eine Profession machen, welche sehr bequem und oft auch so einträglich ist, daß es schon Bettler gab, die sich um ein Paar Deo gratias Palläste bauten und als Capitalisten starben.

Zwischen dem Armen und dem Bettler ist ein großer Unterschied. Der Arme kämpft durch Arbeit wider die Armuth, der Bettler ist aber arbeitscheu und will auf Kosten der Arbeitenden leben. Diesen wichtigen Unterschied unter den Armen und Bettlern machte schon Moses, da er sagt: Es soll kein Bettler in Israel seyn, Arme aber wird es zu allen Zeiten geben. Auch der himmlische Verein unserer adelichen Frauen zur Beförderung des Guten und Nüklichen macht wohlweise diesen Unterschied; schon Tausende von Ebränen wahrer Dürftigkeit wurden durch sie getrocknet, aber noch nie das La-

ster müßiger Bettler unterstützt; ihre überlegte Huld unterstützt nur dann nicht, wenn es unrecht wäre, zu unterstützen. Wohl dem Staate, wo der Frauen Herzensgüte mit Weisheit sich paaret!

„Gib uns heut' unser tägliches Brod,“ hat beynabe in jedes Menschen Mund eine andere Bedeutung. Wenn der Glaser um das tägliche Brod bittet, so wünscht er, daß Hagel und Sturm die Fenster zerschmettern und die Herren Wirthshausgäste einander die Trinkgläser um die Köpfe schlagen; der Kornjude verlangt Ueberschwemmungen und Schauer, die die Saat des Landmanns verschlingen. Gib uns heut' unser tägliches Brod, heißt auch so viel, als: Herr! mache die Leute krank, sonst gibt es nichts zu curiren; streue unter sie den Samen der Zwietracht, sonst gibt es keine Prozesse; und so bittet der Soldat und Lieferant um Krieg, der Schuster um schlechtes Wetter, der Dieb um finstere Nächte, der Zimmermann um Feuersbrünste, der Wirth um durstige Leute, der Musikant um langen Fasching, der Maurer um Einsturz der Häuser, der Negotiant und Speculant — nein, diese bitten um nichts, sie nehmen gleich selbst, wo sie etwas finden, manchmal auch den Rock und die Haut vom Leibe.

Unter dem täglichen Brod verstehen Viele ganze Schwelgereyen. Sie plündern alle Welttheile, um das tägliche Brod zu essen, das heißt, um ihren leckeren Gaumen zu kitzeln, die Natur zu entnerven und die Gesundheit zu untergraben. Die Ueppigkeit bereitet nicht nur ein frühes Grab, sie hat auch auf den moralischen Charakter den schädlichsten Einfluß. Je weiter sich in einem Lande die Schwelgerey verbreitet, desto weniger Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit und Ordnung ist in demselben anzutreffen. Die Geschichte der Arzneykunde zeigt, daß

ste in jenen Zeiten entstand, wo die Schwelgerey überhand nahm. Die Griechen erfanden die üppige Kochkunst, und von ihnen gingen auch die Aerzte aus. Rom kannte die Küche der Kranken erst dann, nachdem es von den Griechen die Weichlichkeit gelernt hatte, und die Römer verbreiteten diese verderbliche Künste in das übrige Europa, wo man bis jetzt nur aß, um zu leben, und jetzt lebt, um zu schwelgen.

Welch eine unverschämte Dreystigkeit, wenn ein müßiger Tagedieb zu sagen wagt: „Gib uns heut' unser tägliches Brod;“ und welch eine himmelschreyende Sünde, wenn ein unwissender Klotz um Brod, das ist, um Aemter wirbt, die Geist und Kopf verlangen. Einen Müßiggänger unterstützen, heißt die Quelle aller Laster öffnen; und den Dummkopf protegiren, heißt den nährenden Weizen mit Füßen treten und schädlichen Samen säen. Keinem Müßiggänger ist zu trauen, denn ungebaut Land bringt nur Dornen und Unkraut; der reiche Müßige ist ein Verführer der Tugend, der arme Müßige findet, wo niemand etwas verloren hat; aber er stirbt auch oft, ehe er krank wird.

Mehrere unter den Candidaten, die um Aemter werben, könnte man füglich in zwey Classen theilen. Einige unter ihnen suchen nur Titel, Namen und Charakter, andere Versorgung und Brod, aber nicht das Amt. Wie kann man von solchen Leuten erwarten, daß sie vom Geiste des Amtes beseelt seyn werden? Sie sehen die Geschäfte für eine Last an, welcher sie sich so schnell als möglich entledigen möchten, und deswegen selbe mangelhaft betreiben oder gar vernachlässigen.

Jener holsteinische Schulmeister, von dem ich erst unlängst sprach, hatte vielleicht auch da nicht Unrecht, als er den Vorschlag machte, man solle zwar fleißig

um das tägliche Brod bitten, jedoch immer sagen:
„Gib uns heut' unser tägliches Brod, aber jedem so viel,
als er verdient.“

Pausa.

Das Pferd als Kläger.

Karl, Herzog von Calabrien, hielt täglich in seinem Pallaste offenes Gericht, und damit die Wachen am Thore auch nicht den ärmsten Rechtsuchenden abweisen konnten, ging ein Schloßzug aus dem Gerichtssaale bis zu dem Eingange des Pallastes, und man durfte nur schellen, um sogleich Eintritt zu erhalten. Eines Tages zog ein altes Pferd an der Glockenschnur, und als Niemand eintrat, befahl der Herzog nachzusehen, wer geschellt habe. Man meldete lachend, es wäre ein altes Ross. „Nacht nicht,“ rief der Herzog, „die Gerechtigkeit versagt auch das Recht einem unvernünftigen Thiere nicht. Man hole den Eigenthümer dieses Pferdes.“ — Er kam; es war Hr. v. Capece. Warum laßt ihr euer Ross auf den Straßen der Stadt umherirren?“ fragte der Herzog. — Weil es, versetzte der Gefragte, keine Dienste mehr leisten kann, und es Schade um das Futter ist, welches es im Stalle bekäme. Es ist wahr, es war in seiner Jugend ein muthiges Thier, in zwanzig Feldzügen hat es mich getragen; aber jetzt, wie gesagt, ist es des Futters nicht mehr werth. — „Wie, Ritter,“ rief der Herzog, „wie, der König, mein Vater, hat eure Dienste so gut belohnt, und ihr seyd so undankbar, dem guten Rosse, das euch so wichtige Dienste geleistet, und dem ihr gewiß auch einmal euer Leben zu danken habt, nicht das Gnadenbrod zu geben! — Geht und führt das Ross in euern Stall, und pflegt es gleich den andern, sonst halte ich euch für keinen edlen Ritter, und meine Gnade sey euch ganz entzogen.“

Englischer Handelsgeist.

Ein junger Portugiese ward in England erzogen; man flößte ihm die erklärteste Liebe für alles Englische ein. Er kommt nach Lissabon zurück, hat nur mit Engländern Umgang, folgt dem Hofe nach Brasilien, und wird endlich Unterstatthalter in einer der innersten Provinzen, deren Hauptstadt Natal ist. Bey seiner Ankunft kennt man hier englische Zeuge kaum dem Namen nach; er theilt daher einige Proben davon an die vornehmsten Beamten und deren Frauen aus, setzt sich mit englischen Häusern zu Fernambuco in Verbindung, und leitet mit diesen, gegen das Hauptprodukt der Provinz gegen Baumwolle, einen für beyde Theile höchst vortheilhaften Tauschhandel ein. Von nun an kann Niemand in den Gesellschaften des Statthalters erscheinen, der grobe gemeine Landeszeuge und Landestücher trägt! — Wer Zutritt haben will: muß in englische Stoffe gekleidet seyn! — Mehr bedarf es nicht. Solche Stoffe zu tragen ist ein Zeichen des Ansehens, des Reichthums, der höhern Kultur! — Welche künstliche Verbindung der brittischen Handelsvorthelle mit der moralischen Idee! — Wie viel Stoff zum Nachdenken für jeden, der die Dinge im Großen zu sehen vermag! Hierin liegt das Geheimniß des englischen Welthandels; daß ist der Grundpfeiler dieser kaufmännischen Universalmonarchie.

Verschiedenes aus Frankreich.

Im Jahre 1351 verwüsteten die Engländer Bretagne; des Unheils satt, beschloßen endlich beyde feindliche Theile, daß jeder 30 Kämpfer aufstellen, und der ruhige Besitz der Provinz der Lohn der Sieger [seyn sollte.

Am 27. März 1351 traten daher 30 Bretonen vom Marschall Beaumanoir angeführt, mit 30 Engländern unter Bemore in die Schranken, zwischen Plérmel und Josselin. Die Bretonen siegten, und der Kampfplatz heißt noch immer das Grab der Engländer. Längst schon hat man zur Verherrlichung der väterlichen Helden ein Denkmal errichten wollen. Jetzt ist Ernst damit gemacht, und am 10. v. M. ist mit großer Feyerlichkeit von dem Generallieutenant Coulard und dem Präfecten der Grund zu einem Obelisk gelegt worden.

Aus Soissons wurden zwey Beamte nach der Gemeinde Bissignieux geschickt, um die Kasse des Einnehmers Doussy zu untersuchen. Dieser setzte ihnen ein Frühstück vor, ging seine Bücher zu holen, kam aber mit einer doppelt geladenen Flinte zurück, und erschoss beyde Visitatoren; dann lud er wieder, und tödtete sich selbst durch einen dritten Schuß.

Am 28. März ging Johanne Derouineau, eine Dienstmagd in der Gemeinde Bresse, wie gewöhnlich zu Bette, stand aber, als sie ihre Herrschaft eingeschlafen glaubte, auf und schlich zu ihrer Mutter, mit der sie sich aber nicht niederlegen wollte, sondern am Kamin sitzen blieb. Nach einiger Zeit fuhr ihr 14jähriger Bruder, der einen heftigen Schlag und Seufzen gehört zu haben glaubte, auf und rief: was war das? Johanne antwortete: ein Stein fiel von der Mauer. Nicht lange nachher hörte der junge Mensch wieder zwey starke Schläge und heftiges Seufzen, schrie: der Balken bricht wohl ein! sprang aus dem Bette und zündete Licht an, welches die Schwester vergeblich zu hindern suchte, und erblickte die Mutter auf dem Bette im Blute schwimmend. Johanne erklärte ihm kaltblütig:

„wenn du ein Wörtchen sprichst, so gebe ich dich für den Muttermörder aus,“ und kehrte darauf heimlich zu ihrer Herrschaft zurück. Der Sohn aber machte gleich Lärm. Johanne wurde gerufen, dem Anschein nach schlafend gefunden, äußerte, als sie ins älterliche Haus kam, den lebhaftesten Schmerz und Klage te den Bruder als Mörder an. Dieser gab den Vorwurf zurück, und berief sich darauf, daß Johanne ihre Kleider eben gewechselt habe. Hierauf suchte die Polizey in ihrem Diensthause nach, fand auch ihre mit Blut besetzten Kleider und einen 2 Pfund schweren Hammer, an welchem noch Blut und Haare klebten. Sie konnte nicht länger laugnen, und ward zu M a n s verurtheilt: „Im Hemde, barfuß, mit einem schwarzen Schleyer über den Kopf zur Richtstätte geführt, auf der Blutbühne ausgestellt, und, nachdem ih: die rechte Hand abgehauen worden, enthauptet zu werden.“ Da die Mutter aber noch lebt, hat sie appellirt. Die Hoffnung, daß ein junger Mensch sie heirathen würde, wenn die Mutter todt wäre, soll die unnatürliche Tochter zu dieser Frevelthat verleitet haben.

Logogryph.

Erstaunend sprichst du es mit U.
Mit E begebrend oder fragend,
Mit J bald lachend und bald klagend;
Sprichst du's mit D, so klagt man da:
Und hört man es von dir mit U,
So frierest oder jammerst da.

Auflösung des Logogryphs in No. 65.

E b e.
